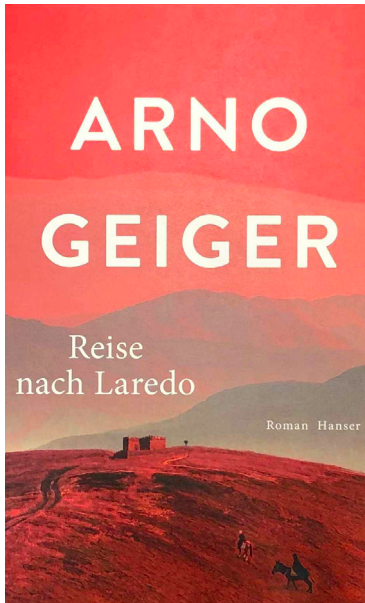


Arno Geiger: Reise nach Laredo (Hanser, München 2024)



Dieses Buch des österreichischen Schriftstellers Arno Geiger, des ersten Trägers des Deutschen Buchpreises (2005 für „Es geht uns gut“), ist schon vor einem Jahr erschienen, fand aber zu wenig Beachtung; kaum eine Rezension konnte viel damit anfangen. Oh, Spanien? Oh, Don Quijote!... so tönte es in den Feuilletonspalten. Mit „Don Quijote“ hat die „Reise nach Laredo“ höchstens auf einer ganz allgemeinen Ebene zu tun, nämlich insofern es um das Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit geht.

Vor allem geht es in diesem leichten, lakonischen Roman um die Schönheit, ums Schreiben, um die Fähigkeit, Fehler einzugestehen, und um Selbsterkenntnis. Es könnte und sollte ein Lehr- und Handbuch für die Mächtigen dieser Welt sein, aber es steht zu befürchten, dass diese es langweilig fänden und lieber einen Problemlösungsratgeber läsen. Immerhin leben wir in einer Zeit, in der kein Regierungschef aus eigenem Antrieb zurücktritt, kein goldgepolsterter CEO, kein seelenloser Funktionär, der eine öffentliche Institution leitet. Lauter putineske Klammeraffen. Dass in jedem Menschen ein zurückgetretener König stecke, ist die Devise von Geigers Roman, aber wahrscheinlich steckt auch in jedem König und Machtmenschen ein zurückgetretener Mensch.

Das waren noch Zeiten, als der Habsburger Karl V. (1500–1558), Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und König von Spanien, der Überherrscher, in dessen Reich die Sonne niemals unterging, zu Lebzeiten abdankte. Von der Gicht geplagt, überliess er die Kaiserwürde seinem Bruder und die spanische Krone seinem Sohn, um sich mit einem kleinen Gefolge in das Kloster San Jerónimo de Yuste in der Extremadura zurückzuziehen.

So viel ist historisch verbürgt, auch dass der *dominus mundi* dort an Malaria erkrankte und nach gut zwei Jahren starb. Arno Geiger schreibt eine Art Thanatographie und zeigt Karl als dahinsiechenden Philosophen, der endlose, immergleiche Tage mit seinem Majordomus, seinem Leibarzt und seinem Beichtvater verschwätzt. Auf Seite 50 bricht der Todgeweihte ein letztes Mal aus seiner Eremitage aus. Vom elfjährigen Geronimo, der nicht weiss, dass er ein illegitimer Sohn des Königs ist, lässt er sich ein Reittier besorgen und flieht mit dem Knaben nächtens in Richtung Laredo, eine Stadt an der nordspanischen Küste. Nun wird die *road novel* abenteuerlich, denn Karl und Geronimo helfen einem in Bedrängnis geratenen Geschwisterpaar, das zu den Cagots gehört, die wie Aussätzige aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. In einer toten Silberstadt im Gebirge verweilt die wunderliche Reisegruppe lange bei einem dubiosen, bösartigen Wirt und dessen aus Amerika stammenden, charismatischen Magd Citlaquetzal. Der Wirt hält hinter seiner Herberge einen Vogel Greif gefangen, und spätestens an dieser Stelle ahnt man, dass die Reise auch ein Fiebertraum des

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

sterbenden Kaisers sein könnte, denn Greife zieren die „realen“ Beschläge von Geronimos Armbrust und die Wandteppiche in Karls Sterbewohnung. Aber ob Phantasie, ob Realität – was tut's? Wo kämen wir hin, wenn wir in Büchern auf dem Unterschied zwischen Träumen und Wirklichkeit bestehen wollten?

Lieber genießen wir die Reise durchs Niemandsland und die erotischen Funken zwischen dem Cagot-Mädchen Angelita und dem Knaben Geronimo – oder zwischen Angelita und dem früh vergreisten Karl, der plötzlich wieder tanzen kann. Denn unterwegs wird er immer kräftiger, immer selbstbewusster, obwohl und weil er sich niemandem als König a. D. zu erkennen gibt. Er ist ein Aufklärer und ein „homme révolté“, der keine höfisch-höflichen Lügen mehr benötigt: „Er mag es nicht, wenn jemand die Unverständlichkeit der Welt rechtfertigt.“ Der König mit dem grotesk langen Kinn denkt über Schönheit nach und erinnert sich an seine Cousine und im Kindbett verstorbene erste Frau Isabel, die sagte: „Schönheit finden wir nur in Dingen, die beinahe schön sind.“

Beinahe schön und darum wunderschön ist dieses Buch auf jeder Seite, vor allem wenn es über sich selbst und die „Schweinerei des Schreibens“ nachdenkt, die darin besteht, „dass einem das Geschaffene nicht viel bedeutet“. Und doch ist Erzählen mächtiger als jede gewonnene Schlacht, das erfährt Karl mit seinem unehelichen Sohn: „Geronimo machte aus Beobachtungen Ereignisse, indem er sie in Worte fasste. Karl ahnte, das war mehr, als Heere erringen können.“ Und so werden die letzten Monate des abgedankten Königs zu einem palliativen Traum, zu einem Selbstgewinn durch glückliche Selbstdurchstreichung. Dieser Herrscher weiss, dass er nackt ist, als er in die tosende Brandung vor Laredo watet. – Michael Pfister

Tor Ulven: Grabbeigaben. Fragmentarium

(Droschl, Graz 2025 – aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel)



Tor Ulven, ein in Norwegen, seinem Heimatland, durchaus bekannter Literat, hat in seiner eher kurzen Schaffensphase doch mehrere Lyrik- und Prosabände geschrieben, die im restlichen Europa leider keine allzu grosse Aufmerksamkeit erfahren haben. Sein Erstlingswerk in erzählender Sprache, das hier rezensierte „Grabbeigaben“ aus dem Jahre 1988, ist diesen Frühling zum ersten Mal in deutscher Übersetzung (diese perfekte Arbeit leistete Bernhard Strobel) erschienen und könnte entsprechend seinem Titel selbst ein solches Relikt sein, welches man dem 1995 durch Suizid aus dem Leben geschiedenen Autor hätte auf seine letzte Reise mitgeben können.

Ulven nennt sein Werk „Grabbeigaben“ ein „Fragmentarium“, und genau so muss es der Leserschaft auch vorkommen, denn man liest die einzelnen Abschnitte, wie man halb im Sand der Zeit vergrabene Artefakte rezipieren würde: Zuerst einmal ist da Form, vielleicht Funktion,

CALLIGRAMME

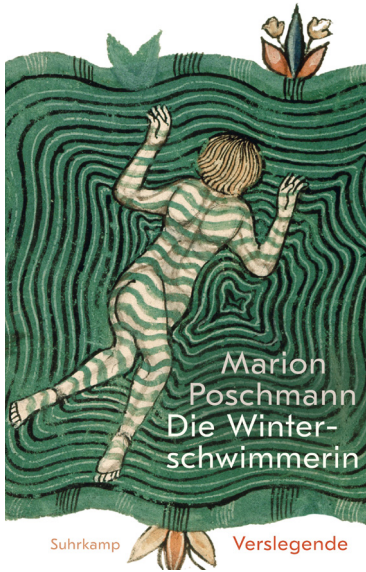
BUCHHANDLUNG

eine daran zu knüpfende Erinnerung oder einfach nur die Konservierung einer vergangenen Ära, dargestellt hier im artifiziellen Raum der Worte. Und den Gebrauch der Worte, der Sätze beherrscht der Autor meisterlich, die Sprache ist minuziös, sehr akkurat, sie beschreibt genau Beobachtetes dermassen fokussiert, dass man von einem Brennpunkt zum anderen gezogen wird und sich die Bilder vor dem geistigen Auge erschaffen, als hätte man sie realiter selbst gesehen, in ihnen selbst existiert. Wovon handeln denn diese Tableaus nun? Sie sind tatsächlich Eindrücke aus nicht näher bestimmten Menschenleben, durch deren Sein die Vergänglichkeit wie die Nebelschwaden an einem Herbstmorgen zieht: Da sind Gemälde, deren Motive man irgendwo in der Natur schon mal tatsächlich wahrgenommen und ihnen keine Beachtung geschenkt hat; Tonbandaufnahmen eines vergangenen Konzertes, bei deren Hören man über Nebengeräusche sinniert; der Blick über geflieste Böden hinaus in einen Garten, den man womöglich selbst einmal besucht hat; ein Haus, durch dessen nun angestaubte Räume voller Tand man ehemals gegangen ist, um jemanden zu besuchen, den man wohl kannte – und immer wieder tauchen gedankliche Erbstücke auf, lose und nur durch literarische Bindfäden mit den weiteren Textstellen verbunden, die die eigene Vergänglichkeit symbolhaft in eine in der Zeit selbst verschobene Grabbeigabe transzendieren. Da scheint es nur zu passen, dass der Protagonist und die Protagonistin namenlose, fast schon charakterlose Figuren sind, die nur als Träger des Erzählten dienen, um der Aneinanderreihung der textlich erschaffenen Zeitkapseln eine menschlich-flüchtige Dimension zu verleihen und sie so im Jetzt fassbarer zu machen. Spätestens wenn etruskische Vasen oder pompejanische Fresken erwähnt werden, weiss man, dass man während des Lesens dieses nicht sehr umfangreichen, jedoch atmosphärisch und gedanklich dichten Buches Archäologie betreibt, ja, betreiben muss, um diese Splitter einer untergegangenen Welt Schicht um Schicht freizulegen.

Dies Buch ist von zarter, aber auch melancholisch-destruktiver Machart, aufgeteilt in mehrere Fragmente von unglaublich poetischer, deskriptiver Natur und mögen wohl ein Memento Mori eines Autors sein, der schon beizeiten ahnte, dass er dem Tod näher war als dem Leben. Ob dies in „Grabbeigaben“ nun einem philosophischen Diskurs dienen möchte, ein segmentiertes Bühnenbild für die menschliche Komödie (oder Tragödie) abgeben will oder einfach „nur“ meisterhaft Gedankenräume der Erinnerung und Konservierung evoziert, bleibt der Leserschaft selbst überlassen und macht sie – wie bereits erwähnt – zur Entdeckerin der toten, doch beredten Dinge, die aus dem Jenseits retrospektive unser aller Geschichte zeichnen.

Meiner Meinung nach darf man dies Fragmentarium Tor Ulvens als weiteren norwegischen Beitrag zur Weltliteratur sehen, die Empfehlung ist daher eine absolute. – Sandro Schäppi

Marion Poschmann: Die Winterschwimmerin. Verslegende
(Suhrkamp, Berlin 2025)



Im Sommer planschen wir alle, und einige machen Saltos vom Fünfmeter. Wer aber hat den Mut, im Dezember in den See zu steigen?

„Kälte hat eingesetzt. Klarheit.
Das Wasser ist schwarz.“

In einem feinen, schmalen Band erzählt die grosse Lyrikerin Marion Poschmann von Thekla, die im frostigen Nass Freiheit von den Regeln sucht, den Bruch mit den Tabus der Zivilisation, aber auch ein gewisses Brennen:

„Lanzenblätter, gelb,
kleine Flammen im Wasser,
in glänzenden Schälchen,
Geflammtes, Geflammtes, das Wasser
brannte in diesen Tagen,
die Gliedmaßen brannten darin und
der ganze Rest dieses Jahres verbrannte,
das Wasser war schwarz.“

Man möchte immer weiter zitieren, so mächtig ist der Sog dieser Sprache, die sehr viele literarische Gattungen ineinanderfließen lässt: Erlebnisbericht, Essay, Nature Writing, Meditation, Elegie, Schelmenstück... sogar einen ausführlichen etymologischen Kommentar zu den Komposita von „Mut“, von „Langmut“ über „Löwenmut“ bis zu „Wehmut“. Es ist ein Text, der einen am glücklichsten macht, wenn man ihn sich (und anderen) laut vorliest, denn nur so entfaltet sich die volle Kraft von Klang und Rhythmus.

Als Quellen ihrer „Verslegende“ nennt die Autorin Goethes „Novelle“ und die frühchristlichen Erzählungen von der heiligen Thekla, einer Schülerin des Paulus, die den wilden Tieren zum Frass vorgeworfen, von diesen aber verschont wurde. Auch Poschmanns Thekla, deren Freundin Paula heisst, begegnet beim Schwimmen im eisigen Wasser, als ob der Herausforderungen nicht genug wären, einem Tiger, dem Sinnbild des Wilden und Gefährlichen, des ganz Anderen, dem sich kein „vernünftiger“ Mensch aussetzen würde. Eine mystisch-erotische Begegnung, die ein wenig an Odysseus und Nausikaa erinnert.

Thekla ist furchtlos, denn sie wird getragen vom Wellengang der Sprache, und sie (oder ihre Dichterin) beherrscht sogar den Leich, diese „Meisterklasse des Erzählgedichts“ und komplexeste Form der mittelalterlichen Minnelyrik und christlichen Sangversdichtung. Wie die Reime unberechenbar und doch beharrlich immer wiederkehren, das klingt so zauberhaft, dass jeder Tiger sogleich zur Schmusekatze wird:

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

„Der Tiger rührt sich nicht.
Er schaut. An ihr entlang.
Er lässt sie nicht
aus seinen Augen, lauert, wartet, harrt.
Er atmet lautlos, lautlos bebt sein Bart,
sonst liegt er reglos, wie in Stein gehauen,
ein uraltes Objekt, in Harz verwahrt.
Er lässt sie nicht, er lässt nicht ab zu schauen,
und sie, sie schreitet geradewegs in Art
der Schlafwandler zu ihm, sie kniet sich hin,
sein Fell voll Sand,
voll Algen, voll von Schlick,
sie streift sein Tasthaar mit der Hand,
sein Kinn
hebt sie zu sich, sucht seinen Blick.
Sie sieht ihn an. Der Tiger schaut zurück.
Gelassen,
sehr gelassen, nur ein Stück
hebt er die Pranke, legt sie auf ihr Knie,
die Krallen sorgsam eingezogen. Sie,
genauso ruhig wie er,
ganz losgelöst,
genauso sehr
bei sich, zugleich entblößt
im Innersten, sie sieht
durch ihn hindurch auf das, was ihr geschieht.
Es ist so klar,
so wahr
wie dunkel. Nicht zu fassen.“

– Michael Pfister